

Jörg Palitzsch

20 Antworten auf d2 – d4

Das Schachspiel in Kultur und Alltag



Joachim Beyer Verlag

Jörg Palitzsch

20 Antworten auf d2 – d4

**Schach im Spiegel von
Kurzgeschichten**

Joachim Beyer Verlag

Inhaltsverzeichnis

Prolog	6
Vor dem Kampf	11
Magischer Schachladen	15
Amelie	19
Das Schicksal des Schachroboters	27
Die Toten von Schacham	31
Im Käfig	35
Wie feiner Sand in meiner Hand	41
An der norwegischen Küste	45
Die Kontrolle verloren	49
Drei Siege und sechs Remis	53
Der Unbekannte	57
Heiße Fracht	61
Unglücklicher Sammler	65
Ohne Worte verstehen	69
Im Affekt	73
Eine Niederlage ist ein Anfang	79
Das Ritual	83
Ein Sekundant auf Abwegen	87
Ein kluger Rabe	91
Spiel mit dem Tod	95
Epilog	98
Quellen, Inspiration, Dank	99
Über den Autor	100

Prolog

Unser Held war Bobby Fischer – und Schach ist mehr als der Mensch erfassen kann.

Meiner Generation, Jahrgang 1958, bleiben im Rückblick wenig Götzen zur täglichen Anbetung. Die kämpferischen 1968er hatten unsere Krämpfe gegen den Muff unter den Talaren gleich mit erledigt, und Rudi Dutschke war uns in Wirklichkeit fremd. Vielleicht klang in unseren Köpfen noch etwas Ernst Bloch nach – ausgelöst von Freunden, die in Heidelberg Philosophie studierten.

Bloch zufolge lebten wir sowieso unfertig, im Handeln und Denken ständig im sich selbst überschreiten. Der Mensch, so dozierten die Heidelberger damals, strebt immer auf die Zukunft hin und unser Dasein ist von Träumen nach einem besseren Leben bestimmt. Während man also in den abgehobenen Heidelberger Denkstuben begann, das Selbst in Frage zu stellen und über den Mietwohnungen Straßenschilder mit eigenen Namen anschraubte, hätten wir im Dunstkreis der halbgaren Philosophen schon sehr viel Platz für Götzen gehabt. Und Platz für die Zukunft.

Die Gegenwart sah allerdings anders aus. Wir spielten Schach, begannen uns für Aljechin und Botwinnik zu interessieren. Unser Held war Bobby Fischer, der nach seinem Jahrhundertkampf gegen Boris Spasski zwar in den Wahnsinn abdriftete, dessen Lebensgeschichte und Spielstil aber jeden faszinierten.

Daneben reiften wir ohne wirkliches Wissen der politischen Zusammenhänge in einer blutgetränkten Zeit mit der RAF heran. Zudem mit dem NATO-Doppelbeschluss und der Musik von BAP. Eine bleierne, widerspenstige und vor allem abgedämpfte Ära, in der man ständig auf dem Drahtseil tanzte. Empfund man nun „klammheimliche“ Freude über den Terror von Baader und Co. oder glaubte man den Politikern, die den Staat in kürzester Zeit wehrhaft, sprich nicht erpressbar, aufbauten?

Jeder entschied es mehr oder weniger schweigend für sich selbst.

Ein nerviger Jimi Hendrix war dabei genauso wenig hilfreich wie ein wehleidiger Bob Dylan oder die weinerliche Melanie. Wir kannten kein Videoclip-Dancing oder Airbrush-Workshop, uns wurden keine Schminkkurse angeboten. Unsere Candle-Light-Dinner waren Pommes rot/weiß an der Imbiss-Bude und hinterher bis zum Abwinken Cola-Schuss. Und waren die Heidelberger zu Gast, beobachteten sie unser nächtliches Treiben ungläubig. Für eine ernsthafte Auseinandersetzung mit Ernst Bloch blieb da wenig Zeit.

Aber es blieb immer Zeit für ein Schachspiel. Wir spielten im Garten und bis tief in die Nacht hinein in einer Musikkneipe, in der die Beatles und Rolling

Stones rumnervten. Oft gab es sehr viel mehr Zuschauer als Spieler, und je höher der Alkoholpegel anstieg, umso höher fielen auch die Verlustpartien aus.

Unter der Woche hatten wir drei Fernsehprogramme zur Auswahl. Dort war zu sehen, wie die Olympischen Spiele in München mit einem Anschlag palästinensischer Terroristen auf die israelische Mannschaft in einem Blutbad endeten. Wir erlebten die Turbulenzen um den Selbstmord von Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Jan-Carl Raspe in ihren Zellen in Stuttgart-Stammheim, den Tod von Siegfried Buback und Jürgen Ponto.

Das Bild vom zerschossenen Auto des entführten Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer im September 1977 können wir 58er genauso aus dem Gedächtnis abrufen wie das Bild Schleyers, auf dem er ein Plakat in der Hand hält. „Seit 20 Tagen Gefangener der R.A.F.“, stand darauf. Der Staat blieb standhaft – Schleyers Leiche wurde in einem Pkw im elsässischen Mülhausen gefunden.

All dies hat sich eingebrannt.

Wir hätten in unseren jugendlichen Köpfen gar keinen Platz für Dschungel-Camps oder „Deutschland sucht den Superstar“ gehabt. Deutschland war Terror und Deutschland war Politik, die darauf reagierte. Das tägliche Vokabular hieß Radikalen-Erlass, Extremisten-Gesetz, Kontaktsperre, Anti-Terrorgesetz, Polizeimacht und Sympathisant. Wir waren wie Zaungäste in einem politischen Theater, in dem der Tod die Hauptrolle spielte.

Schach war ein Zufluchtskontinent und weit mehr als nur Ablenkung. Mit den Heidelbergern begannen wir per Post Partien zu spielen, dann konnte man schön lange über einen Zug nachdenken. Oh ja – wir hätten gerne einen Schachcomputer gehabt, um es den klugen Köpfen in Heidelberg mal so richtig zu zeigen.

Idole, Helden, Vorbilder – zunächst Fremde – konnten in unseren Köpfen nur ganz langsam heranreifen. Im Unbekannten, abseits des Terrors und einer überaus aufgeregten Gesellschaft, fanden wir winzige Teilchen für eine größere Konstruktion des eigenen Denkens und Lebens. Für viele ein mühevoller Prozess, vor dessen Ende auch kapituliert wurde.

Ein Teil meiner Generation hatte schon Ende der 70er Jahre den Zugang zu Film, Literatur und Musik verloren – und sich schließlich selbst aufgegeben. Sie sind heute Vereinsvorsitzende, Fußballtrainer, Mitarbeiter in der Werbeabteilung von Porsche oder im schlimmsten Fall – frustrierte Lehrer. Bewundernswertes schlich sich langsam in Sinne und Gedanken.

Während die engsten Freunde plötzlich eine Rolling-Stones-LP-Sammlung aufbauten, waren es bei mir Liz Taylor und vor allem Richard Burton. Nein, nein, – es war nicht der bemerkenswerte Mike-Nichols-Film „Wer hat Angst

vor Virginia Woolf?“, sondern John le Carrés „Der Spion, der aus der Kälte kam“. Richard Burton in der Hauptrolle des Doppelagenten Alec Leamas, Oskar Werner als Fidler und Peter van Eyck als Hans-Dieter Mundt. Es gibt Filme, die vergisst man nie. Nicht nur, weil Richard Burton in einer Szene einen Whisky trinken musste, diese Szene elf Mal wiederholt wurde – und Burton tatsächlich elf Mal einen Whisky kippte. Sondern weil dieser Film Schauspieler zeigte, die einer anderen Epoche angehörten, und die kurze Zeit danach völlig verschwunden waren.

Ich verding mich in den Filmen von John Carpenter. Der Synthesizer-Freak besaß das Talent, mit bescheidenden Mitteln fesselndes Kino zu machen. Unzählige Male habe ich mir „Halloween“ angesehen. Wobei mir die Version in einem Ludwigsburger Kino nach einer thematischen Filmnacht unter dem Motto „Horror“, Anfang der 80er Jahre und ganz alleine morgens um 3.00 Uhr, nie mehr aus dem Kopf ging. In dieser Zeit konnte ich, in Absprache mit einem dankbaren Filmvorführer, auch „Blade Runner“ mit Harrison Ford als Replika-Jäger Deckard sehen. Der anschließende Gang gegen 5.00 Uhr morgens durch die langsam erwachende Ludwigsburger Innenstadt wurde zu einem futuristischen Bildersturm.

Ich verding mich immer mehr auch im Schachspiel. Zunächst baute ich mir eine kleine Bibliothek mit Schachbüchern auf, vor allem über die Geschichte und Spieler-Biografien. Natürlich Bobby Fischer, Bücher über Paul Morphy, Anatoli Karpow, Mikhail Tal, Emanuel Lasker, Wolfgang Uhlmann und Dr. Robert Hübner. Diese Schachverliebtheit ging so weit, dass ich im Urlaub meine Nase ständig in Schachbüchern vergrub, während ich die Welt um mich herum völlig vergaß.

Zur gleichen Zeit drängte sich das Fernsehen immer weiter in den Vordergrund. Der bunten Flut gelang es aber nicht mehr, meine Generation, zum Teil aufgewachsen mit überaus guten Filmen, in das schon bestehende passive Zuschauerpublikum einzureihen. „Big Brother“ und „Wer wird Millionär?“ findet bei uns deshalb keinen wirklichen Widerhall, weil in unseren Köpfen echte Helden zu Hause sind. Etwa Steve McQueen als Polizist Frank Bullitt, „Der Marathon-Mann“ Dustin Hoffman und Donald Sutherland als Kirchenrestaurator in dem Thriller „Wenn die Gondeln Trauer tragen“.

Da im Privatfernsehen die Werbeblöcke länger wurden als die Filmsequenzen und die Öffentlich-Rechtlichen in etwa so modern wurden, wie die Abteilung für Herrenoberbekleidung bei C & A, waren wir froh, dass DVDs auf den Markt kamen. Diesem Markt war es zu verdanken, dass die vergessenen Helden wieder auferstanden. Im Grunde begann die Filmgeschichte mit jeder neuen Veröffentlichung irgendwie wieder von vorne, was man als Kino-Freak durchaus als Chance verstand.

Bei allem blieb der Erfahrungshorizont im Lauf der Jahre brüchig. Heinrich Böll gehört fast nicht mehr zum Schulkanon, Rory Gallagher ist lange tot und Edgar Allan Poes Geschichten gibt es auf Hör-CDs. Literatur hat ihre Strahlkraft im künstlerischen Diskurs verloren und unterliegt wie der Musikbetrieb der Kommerzialisierung. Wo schnell hochgepuschte Stars die Überlebensdauer eines medialen Strohfeuers haben, fällt es schwer, sich langfristig zu orientieren. Eine Bindung, das Anfreunden oder gar die Hingebung an eine Richtung oder an einen Stil, findet nicht mehr statt.

Die Heidelberger schickten Woche für Woche ihre schriftlichen Gegenzüge – mit spitzen Anmerkungen am Ende eines jeden Briefes. „Als Auflockerung nun kurz mein Schachzug Sf6 x e4. War das der Zug, den Du erwartet hast, oder hast Du gedacht, ich würde mit dem Läufer schlagen.“ Ja gut – wir waren im Schwabenland auf der Verliererstraße. „So, zum Schluss noch ans karierte Brett, auf dem für Herrn Palitzsch bald gar nichts mehr gehen wird. Sc6 x d4. Nun überleg mal schön, was da überhaupt noch zu machen ist.“

Nichts, auf verlorenem Posten. Man muss sich Fragen immer wieder von Neuem selber stellen und sich auch selbst beantworten. Nur so erhält man eine ehrliche Antwort, die auch Bestand haben wird. Wer sich dabei auf Orientierungshilfen verlässt, wird verlassen sein und wie eine Nusschale im ständig aufbrausenden Meer von Rezensionen, zahllosen bunten Prospekten, hastigen TV-Spots und dümmlichen Radio-Jingles die Richtung verlieren.

Trotzdem gilt es, die Hoffnung nicht aufzugeben. Neben Schach wurden Wegmarken schon vor langer Zeit eingeschlagen, die bis heute eine weitere Beschäftigung mit dem jeweiligen Genre zulassen, jeder hat eine persönliche Hitliste, meine begleitet mich schon lange.

Film: „Giganten“ mit James Dean, „Citizen Kane“ von und mit Orson Welles

Musik: Miles Davis – „Kind of Blue“, Yes – „Tales from Topographic Oceans“

Klassik: Dante – „Vide Cor Meum“ (Libretto aus „La Vita Nuova“), Maria Callas – „La Mamma morta“, Wolfgang Amadeus Mozart – „Requiem“ KV 626

Literatur: Umberto Eco – „Der Name der Rose“, Heinrich Böll – „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“, Jean-Paul Sartre – „Die Wörter“

Malerei: Pablo Picasso – „Guernica“, Georges de la Tour – „Der Traum des Heiligen Joseph“, Egon Schiele – „Zwei Frauen“

Dafür schwärmen und all dies lieben, wobei mir Schach geholfen hat, nicht den Verstand zu verlieren. Auch wenn der Brief aus der Heidelberger Dantestraße nichts Gutes verhieß. „Jetzt hätte ich doch fast den Schachzug vergessen“, stand am Ende des achtseitigen Schreibens. „Es ist der tödliche Zug Dd7 x d1.“

An verlorenen Partien wächst man, heißt es. Dies ist nur zum Teil richtig, weil verlorene Partien auch immer etwas offenbaren: die eigene Verletzlichkeit und den hämischen Übermut des Gegners. Der Ärger wird nach einem Schachmatt nach oben gespült, ebenso wie die Überlegenheit des Gegenübers. So kann das Spiel der Könige vielerlei sein: eine Lehranstalt der Strategie, eine Schule der Moral oder nur Zeitvertreib. Ist Schach ein Spiel, eine Wissenschaft oder vielleicht doch Kunst?

Vielleicht ist es Wahnsinn mit Methode, aber in jedem Fall mehr, als der Mensch erfassen kann.

Vor dem Kampf

Ein Schachspieler muss das Ungreifbare und das Unerkennbare erfassen.

Als die Nacht langsam dem Tag Platz machte, versuchte er immer noch, in einer Endspielphase den richtigen Zug zu finden. Seine beiden Sekundanten hatten sich kurz nach Mitternacht verabschiedet, so musste sich der Großmeister alleine mit dem Schachproblem beschäftigen.

Plötzlich klingelte das Telefon, er hob ab und eine freundliche Stimme meldete sich: „Guten Morgen, Herr Graf. Hier ist die Rezeption. Sie wollten um 6 Uhr geweckt werden.“

„Danke“, sagte er kurz angebunden und legte wieder auf.

Wie nahe sich doch Alltägliches und seine Gedankenwelt waren – und doch so weit voneinander entfernt. Er überlegte kurz und wusste nicht, ob die Kälte durch die undichten Hotelfenster kroch, oder ob er eine innere Kälte fühlte. Vor Wettkämpfen hatte er immer eine unbestimmte Unruhe in sich, deren Grenzen er noch nicht erfahren hatte. Die Beständigkeit des Tages, die festgelegten Abläufe, die Analysestunden, das Nachspielen von Partien des Gegners gaben ihm Halt, aber keine Sicherheit.

Er vertiefte sich noch in eine Eröffnung, die sein Gegner bei einem anderen Turnier gespielt hatte, sie war alles andere als üblich. Trotzdem war nichts Mysteriöses oder Geheimnisvolles an diesen Zügen, die scheinbar mit großer Leichtigkeit über das Feld gezogen wurden. Er legte das Papier mit Diagrammen dann weg, um die morgendliche Dusche zu erledigen.

Als Sebastian Graf den Frühstücksraum betrat, stieg die Sonne über dem Horizont auf und flutete den ganzen Raum. Er setzte sich etwas abseits, denn in seiner Anspannung konnte er keine fremden Menschen um sich haben. Als sein Sekundant Hans Bach den Raum betrat, winkte er ihm kurz zu.

Bach war einer der besten Schach-Analysten in Europa, der sich auf das Spiel im Zentrum spezialisiert hatte. Seine Bücher über die Kontrolle des Zentrums durch eine Kette von Bauern oder durch Figurendruck waren Bestseller. Er konnte Stellungen mit einem Blick erfassen und blitzschnell die Vorteile und Nachteile benennen. Seine strategischen Hinweise über die Initiative an den Flügeln bei einem starken Mittelfeld waren für den Großmeister Gold wert. Und er hatte einiges gelernt. Langwierige Manöver waren möglich durch die Begrenzung des zur Verfügung stehenden Raumes, ebenso war oft genügend Zeit vorhanden, um solche taktische Spielphase zum Erfolg zu führen.

„Guten Morgen“, sagte Bach und riss Graf aus seinen Gedanken.

„Morgen“, entgegnete er.

Der Sekundant zog ein großes Blatt aus einer Mappe, nahm einen Schluck Kaffee und beugte sich vor.

„Um 9 Uhr steht heute ein einstündiges Training im Fitnessraum an, um 11 Uhr ist Pressekonferenz.“

„Wird Kostic auch da sein oder schickt er seinen Referenten?“, fragte Graf.

„Er wird auch da sein.“

„Dann wird es jetzt wohl ernst.“

Um 9 Uhr betrat Sebastian Graf den Fitnessraum, dort war Ralf Bongart, sein zweiter Sekundant, schon damit beschäftigt, an einem Fitnessgerät Gewichte nach oben zu drücken. Er war nicht nur in bester körperlicher Verfassung, sondern hatte gerade eine viel beachtete Abhandlung über die Kunst der Verteidigung veröffentlicht, die der Großmeister in wenigen Tagen durchgearbeitet hatte.

Bongart legte jedem Schachspieler ans Herz, Figuren nicht achtlos, sondern stets im Bewusstsein ihrer ganzen Wirkung zu ziehen. „Ein Spieler muss das Ungreifbare und das Unerkennbare erfassen“, sagte er immer wieder. Für ihn war es eine unausweichliche Notwendigkeit, nichts dem Glück oder Unglück, dem Zufall oder dergleichen zu überlassen.

Graf hatte von Bongart ein hohes Maß an Konzentration gelernt und sich viele Kampfprinzipien der Verteidigung zu eigen gemacht. Unbekannte Hindernisse früh zu erkennen, den Wahrscheinlichkeitsgrad eines Abtausches zu errechnen und Intuition als ein Geschenk Gottes zu sehen. Die philosophische Kalkulation eines Schachspiels hatte dem Großmeister schon einige Siege beschert, die von den Kiebitzen schon als verloren eingestuft wurden

Bongart schlug sein Handtuch über die Schulter und setzte sich neben Graf auf ein Fitnessfahrrad mit stufenlosem Magnetwiderstand. Die Schwungräder kamen in Fahrt und die beiden Männer strampelten 20 Minuten wortlos nebeneinander. Als ein Summton auf dem Display am Lenker ertönte, wurden sie langsamer und stiegen wieder ab.

„Seien Sie bitte um 11 Uhr bei der Pressekonferenz dabei“, sagte Graf.

Ralf Bongart nickte zustimmend und ging unter die Dusche.

„Ich darf Sie im Namen des Hotels Maritim und im Namen der beiden Großmeister Jens Kostic und Sebastian Graf recht herzlich zu dieser Pressekonferenz begrüßen“, rief Rütte van Hof ins Mikrofon. Der Veranstalter des Schachturniers überblickte die Runde der Journalisten und zeigte sich zufrieden. Der

Raum war gut besetzt, sogar zwei Fernseheteams hatten ihre Kameras aufgebaut. Neben den Fotografen der Printmedien waren auch etliche jüngere Damen da, die als Praktikantinnen für Radiosender arbeiteten.

„Wir haben für Sie am Ende der Konferenz eine umfangreiche Pressemappe vorbereitet, in der Sie auch Bildmaterial finden werden“, sagte van Hof, der zunächst Graf vorstellte.

„An meiner rechten Seite, Großmeister Sebastian Graf, Jahrgang 1990. Seine Elo-Leistung liegt bei 2540 Punkten. Zu meiner Linken, Großmeister Jens Kostic, Jahrgang 1992 mit einer Elo-Leistung von 2525. Sie spielen beide um die Qualifikation für den World Chess Cup, der Teil der Qualifikation für die Schachweltmeisterschaft im kommenden Jahr ist. Wer zuerst 14 Punkte erreicht, hat gewonnen. Ihre Fragen bitte.“

Rütte van Hof lehnte sich zurück.

„Jens Walter von Chess.com. Herr Kostic welche Chancen rechnen Sie sich aus?“

„Die besten, Herr Walter. Ich bin gut vorbereitet und war die letzten vier Wochen im Trainingscamp.“

„Trotzdem haben Sie jüngst bei einem kleineren Turnier in der Schweiz nur den dritten Platz erreicht.“

„Dies ist richtig, aber ich war durch eine Erkältung geschwächt.“

„Rudolf Meißner vom Wiener Schachkurier. Herr Graf, man munkelt, sie hätten Ralf Bongart als Mentaltrainer im Team. Muss bei Ihnen jetzt Esoterik helfen?“

Der Großmeister zählte innerlich bis zur Fünf, atmete durch und konterte.

„Bongart ist in erster Linie ein Spezialist für die Verteidigung. Falls es nötig wird, wird sich Herr Kostic daran die Zähne ausbeißen.“

„Hört, hört!“, rief Kostic aufgeregt dazwischen.

„Aber Herr Großmeister!“, mahnte van Hof.

„Diana Reber vom Schachmagazin 64. Herr Graf, Sie haben in den letzten Turnieren immer Spanisch e2–e4 e7–e5, Sg1–f3 Sb8–c6 und Lf1–b5 eröffnet. Bleiben Sie dabei?“

„Sie werden verstehen, dass ich Ihnen nicht verraten kann, was wir vorhaben.“

„Warum nicht?“ setzte die Journalistin nach.

„Betriebsgeheimnis“, antwortete Sebastian Graf.

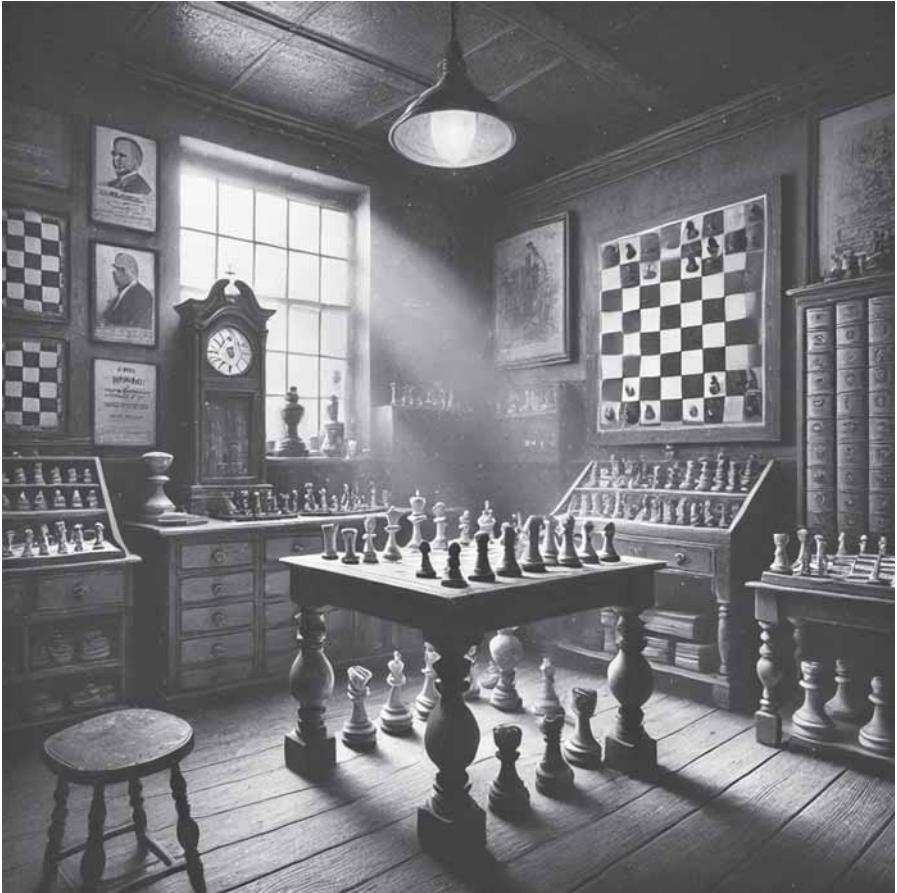
Nach weiteren 15 Minuten beendete Rütte van Hof die Pressekonferenz. Die Praktikantinnen der Privatradios stürmten nach vorne, um für ihre Hörschaft noch einige O-Töne der beiden Großmeister einzufangen.

In der Nacht vor dem Match schaltete das Gehirn von Graf die Logik ein paar Gänge herunter und die Erinnerung hoch. Seine Augen bewegten sich unter den geschlossenen Lidern schnell hin und her, der Rest seines Körpers lag regungslos im Bett. Tief in einem Traum versunken, sah er sich an einem Schachbrett sitzen, neben sich Kostic. Sie spielten gemeinsam gegen eine nicht erkennbare Figur. Der Nebel verflüchtigte sich für einen Moment und Graf erkannte auch in seinem Gegenüber Jens Kostic. Graf's Gehirn sortierte die Erinnerungen, brachte neue mit alten Gedanken zusammen und schlief traumlos weiter.

Großmeister Sebastian Graf hatte in den folgenden Tagen keine Mühen, seinen jüngeren Gegner zu besiegen. Es war so, als ob dieser gegen sich selbst spielte.

Magischer Schachladen

Während andere Kinder noch Blechautos vor sich herschoben, konnte Sebastian schon eine Rochade erklären.



Vor kurzem hatte Achilles Stavridis einen kleinen Laden eröffnet, in dem es alles rund ums Schachspiel gab. Kunstvoll hergestellte Bretter, fein herausgearbeitete Figurersätze, die man sich kaum leisten konnte, historische Schachuhren, leistungsstarke Schachcomputer, Software für den heimischen PC und vor allem Bücher und Magazine über das Königliche Spiel. Alles war auf engstem Raum untergebracht, trotzdem gab es eine Sitzgelegenheit, davor einen

Schachisch, auf dem Kunden eine schnelle Partie spielen konnten. Wenn man nett zu Stavridis war, verschwand er hinter einem Vorhang, um wenige Minuten später mit einem dampfenden Kaffee zurückzukommen.

Seine Kundschaft war gemischt. Am Anfang deckten sich noch Vereinsspieler ein, später trauten sich auch Hobbyspieler in den Schachladen. Darunter zwei ältere Damen, deren Ehemänner schon längst verstorben waren und die sich dreimal in der Woche trafen, um Schach zu spielen.

Eine von ihnen, Luise Schröder, hatte sich auf Eröffnungen spezialisiert. Königsindisch, Caro-Kann, Sizilianisch waren für sie Begriffe wie die Dinge, die sie auf ihrem Einkaufszettel notierte. „Entwickle die Figuren so, dass sie ihre maximale Wirksamkeit erzielen“, sagte sie bei jeder Gelegenheit.

Die andere Dame, Elisabeth Nägele, hatte eine Vorliebe für Biografien. In ihrem Bücherschrank fanden sich Werke wie „Das Schachgenie Paul Keres“ von Alexej Suetin, eine hochwertige Ausgabe „Steinitz in London“ von Tim Harding sowie mehrere Bücher über José Raúl Capablanca und Bobby Fischer.

Immer wieder Bobby Fischer. Über ihn konnte sie stundenlang Geschichten erzählen, kannte unzählige Partien, und manchmal glaubte sie, mehr Bobby als sie selbst zu sein. Einem Schachclub wollten sich die beiden nie anschließen. Sie liebten es, zu den Partien am Mittag einen Kaffee zu trinken, einmal brachte Luise, ein andermal Elisabeth einen Kuchen mit. Schöner, darin waren sie sich einig, konnte man einen Nachmittag nicht verbringen.

Zur Kundschaft von Achilles Stavridis zählte auch ein etwa 12-jähriger Junge, den der Ladeninhaber eher als Gast betrachtete. Er kam regelmäßig an zwei, drei Tagen in den Laden und sagte nie etwas. Sein Interesse galt nichts Bestimmtem. Er streifte an den Regalen vorbei, legte manchmal den Kopf zur Seite, um die Titel und Autorennamen auf dem Buchrücken lesen zu können. Dann schaute er die aufgestellten Schachspiele an, nahm einzelne Figuren in die Hand. Stavridis beobachtete seinen Gast, aber seine Frage: „Kann ich helfen?“, quittierte der Junge mit einem Kopfschütteln und ließ sie wie immer unbeantwortet. Der Ladeninhaber hatte immer das Gefühl, dass dem Jungen etwas Fundamentales abhandengekommen sei. Dass er etwas verloren hatte, was er nie wieder zurückbekommen würde. Nach einer gewissen Zeit beendete der Junge seinen Streifzug durch den Schachladen und schlüpfte wieder leise zur Tür hinaus.

An einem Mittwochmittag, Stavridis war mit dem Einräumen neuer Schachbücher beschäftigt, kamen Elisabeth Nägele und Luise Schröder herein, um am Schachisch Platz zu nehmen. Die Figuren waren schon aufgestellt, nach wenigen Zügen hatte Luise eine komplizierte Stellung auf das Brett gezaubert. Ihre Gegnerin überlegte und überlegte, konnte sich aber nicht für einen Zug

entscheiden. Und schon zu gar keinem Zug, der die Spielsituation zu ihren Gunsten drehen könnte.

Als Elisabeth einen Springer ziehen wollte, um die geschlossene Königsflanke anzugreifen, hörte sie plötzlich jemand sagen: „Tun Sie es nicht“. Verwundert schaute sie auf und sah den Jungen vor sich stehen. Keiner hatte gehört oder gesehen, wie er hereingekommen war. Die beiden Damen waren in das Spiel vertieft, Stavridis war schon einige Zeit lang hinter dem Vorhang verschwunden.

„Warum?“, fragte Elisabeth.

„Weil Sie dieses Spiel nicht mehr gewinnen können und der Springer wird Ihnen mit diesem Zuge verloren gehen“, sagte der Junge mit einem ruhigen, aber bestimmten Unterton.

Elisabeth war verblüfft, Luise ebenso.

„Darf ich?“, fragte der Junge, der seine Hand über dem Schachbrett kreisen ließ.

„Bitte“, sagte Elisabeth.

Er beließ den Springer auf seinem Feld und zog den Läufer auf einer langen Diagonale vor die gegnerischen Figuren. In einem schnellen Abspiel, dem die beiden Damen und inzwischen auch Stavridis aufmerksam folgten, verwandelte der Junge die verfahrenere Situation von Elisabeth in eine Gewinnstellung. Wäre sie den Vorschlägen gefolgt, hätte sie zumindest ein Remis herausspielen können.

Für den Jungen war die Partie wie ein Schlüsselerlebnis. Die beiden Damen hatten sichtlich Gefallen an ihm gefunden, stellten viele Fragen und konnten sich nach und nach ein genaueres Bild von ihm machen. Der Junge hieß Sebastian Meise. Nach dem Unfalltod beider Elternteile lebte er in einer Pflegefamilie. Das Schachspiel hatte er bereits mit fünf Jahren von seinem Pflegevater gelernt, der es nach einem Jahr aufgab, noch gegen ihn zu spielen. Er verstand die Tiefe des Spiels im Nu. Während andere Kinder noch Blechautos vor sich herschoben, konnte Sebastian am Brett eine Rochade, En Passant und die Funktion einer Schachuhr erklären.

Sein Talent setzte er auf vielfältige Weise ein. In der Schule bot er Blindschach gegen mehrere Gegner an, natürlich um im Anschluss die Wettgelder einzustreichen. Er konnte ganze Partien ohne Ansicht des Brettes rekapitulieren und hatte auf jeden Zug eines Gegners einen gewinnträchtigen Gegenzug parat. In seinem Schachverein „Schneller Zug e. V.“ spielte er seit einiger Zeit in der Jugendmannschaft am ersten Brett und war bei den Turnieren immer eine sichere Bank.

„Ein wahres Wunderkind“, sagte Elisabeth nach einigen Tagen zu Stavridis, der ihr nur zustimmen konnte. In seinem kleinen Schachladen sprachen sich

die Fähigkeiten von Sebastian schnell herum. Vorsitzende von anderen Vereinen fragten nach, wann er kommen würde und hinterließen ihre Visitenkarten. War er da, um eine Partie zu spielen, umringten ihn viele Neugierige. Am Anfang spielte er nur gegen die beiden Damen, die sich regelmäßig entzückt zeigten, aber regelmäßig auch Niederlagen einstecken mussten.

Der Spielerkreis erweiterte sich mit jedem Tag, wenn der Junge in den Laden kam. Manchmal hatte Stavridis gar nicht so viele Bretter und Figurensätze im Angebot, wie Interessenten da waren. Für sein Geschäft war die Entwicklung rund um Sebastian positiv. Die Verkaufszahlen von Spielmaterial und Schachbüchern gingen nach oben, er konnte sogar zwei Computer an den Mann bringen. Die kleine Kaffeemaschine hinter dem Vorhang reichte schon lange nicht mehr aus, jetzt hatte er auch Wein und Bier für die Schachspieler im Angebot.

Sebastian Meise war eine Attraktion, darüber waren sich alle einig. Er verlieh dem Spiel ganz neue Aspekte, war nicht eingebildet und nach seinen Siegen nicht hochnäsiger. Natürlich musste er auch ab und zu Verlustpartien hinnehmen, konnte aber auch damit umgehen und gratulierte dem Sieger.

Irgendwann beschlich Stavridis das Gefühl, dass es so nicht ewig anhalten und sein Schachladen nicht immer der Mittelpunkt der Welt sein würde. Sebastian wird irgendwann einmal andere Wege suchen, seiner Bestimmung zu folgen. Da war er sich ganz sicher. Nachdem die Schachmagazine Artikel über ihn und seine Spielstärke veröffentlicht hatten, wurden die Besuche immer seltener. Mit Beginn der neuen Schachsaison blieben sie ganz aus.

Stavridis studierte die Tabellen der Bundesligamannschaften. Sebastian Meise hatte es in den Osten verschlagen, wo er jetzt für die ‚Schachfreunde Berlin‘ spielte, und bei vielen Turnieren stand sein Name stets auf den vorderen Plätzen.

In dem Schachladen war der Junge bald nur noch eine schöne Erinnerung, Elisabeth und Luise unterhielten sich oft über ihn und seine Partien.

Bis zu jenem Nachmittag an einem Freitag im September. Achilles Stavridis überprüfte gerade die Kasse, als sich leise die Tür öffnete. Herein trat ein kleiner Junge, der wortlos auf das Bücherregal zuging. Manchmal legte er den Kopf zur Seite, um die Titel und Autorennamen auf dem Buchrücken lesen zu können.

Amelie

Sie sah die gespaltene Mitra des Läufers, der Turm war mit Zinnen ausgeführt und den Springer zierte ein großer Pferdekopf.



Amelie stolperte plötzlich über eine leere Holzkiste, die der Gemüsehändler achtlos auf den Boden gestellt hatte. Sie schaute auf. Der dicke Mann war hingebungsvoll mit seiner Kundschaft beschäftigt und reichte über den breiten Tisch hinweg Tüten voller Pilze, Karotten, Kartoffeln und Lauchstangen an schwatzende Frauen.

Von der Seite aus beobachtete Amelie ihn weiter, obwohl ihr Bein von dem Stoß schmerzte. Der Gemüsehändler, der Amelie an ihren längst verstorbene-

Epilog

Das Schachspiel wirft viele Fragen auf. Es geht um moralische Entscheidungen und darum, wie man mit der Verantwortung umgeht, die mit den eigenen Zügen verbunden ist. Es geht um Schuld und Erlösung. Man kann in diesem Spiel seiner Vergangenheit begegnen, die durch das Schachbrett wieder aufgerollt wird. Es geht um Magie und Realität. Die mystische Natur des Schachbretts kann eine Metapher für die Macht des Spiels und die Konsequenzen von Obsession und Ehrgeiz sein. Es geht darum, Schach als Lebens-Metapher zu sehen. Jede Figur kann einen Aspekt des eigenen Lebens repräsentieren, eine Partie kann zu einer Reise der Selbsterkenntnis werden.

Und es geht um Erinnerungen, die jeder Mensch in vielen Schichten in sich trägt.

All diese Aspekte tauchen in den vorliegenden Kurzgeschichten auf. Zum Teil kamen diese Geschichten vollständig auserzählt auf mich zu, ich musste nur den richtigen Augenblick abwarten, um sie aufzuschreiben. Zum Teil waren mir Einzelheiten im Voraus aber auch unbekannt und das Ende einer Geschichte nicht in Sicht. Dann hieß es abwarten und die Menschen beobachten, bis ich dann das Ende entdeckte.

In einigen Geschichten verknüpfte ich die reale Welt mit dem Übernatürlichen, auch mit der Magie. Viele Orte in meiner Umgebung habe ich lieb gewonnen, deshalb spielen sie dort und sind leicht erkennbar.

Bei allem bleibt es mir ein Rätsel, warum Menschen überhaupt Schachgeschichten brauchen und ich einige aufgeschrieben habe.

Vielleicht ist es der Hunger nach Fantasie, die man immer wieder anregen sollte. Vielleicht ist es auch eine kleine Flucht aus einer Realität, die sich mit jedem Tag immer stärker ins Negative verändert.

Vielleicht ist es aber auch nur ein unbändiger Spaß, die Welt mit etwas anderen Augen zu sehen.

Ich hoffe, meine Leserinnen und Leser teilen diesen Spaß.

Quellen, Inspiration, Dank

Brady, Frank: Bobby Fischer, riva Verlag

Bundeskriminalamt: Bundeslagebild Rauschgiftkriminalität 2023

Eade, James: Chess For Dummies, dt. Ausgabe, MITP-Verlag

Horber, Jean-Mark: Zeit im Schach, Joachim Beyer Verlag

King, Stephen: Ihr wollt es dunkler, Heyne

Köhler, Peter: Legendäre Schachpartien, Humboldt

Meyer, Clemens: Die Projektoren, S. Fischer

Poe, Edgar Allan: Unheimliche Geschichten, Verlag Galiani Berlin

Rematch: Französische Arte-Miniserie in sechs Teilen

Silman, Jeremy: Schach mit neuem Schwung, New In Chess

Steinkohl, Ludwig: Phänomen Blindschach, Walter Rau Verlag

Süskind, Patrick: Ein Kampf, Diogenes

Zweig, Stefan: Schachnovelle, Fischer

Alle Zeichnungen wurden vom Autor mit ChatGPT kreiert.

Mein Dank gilt Robert Ullrich vom Joachim Beyer Verlag für die Ermunterung, diese Kurzgeschichten zu schreiben, und die harmonische Zusammenarbeit.

Mein Dank gilt ebenso Thomas Beyer für die Layoutarbeit.

Über den Autor

Jörg Palitzsch wurde 1958 in Stuttgart geboren. Er schreibt seit 50 Jahren, war jahrelang Chef vom Dienst, Redaktionsleiter und stellvertretender Redaktionsleiter einer Tageszeitung. 2007 erschien von ihm unter anderem eine Biografie über den ehemaligen SPD-Landespolitiker Claus Weyrosta, 2009 eine Biografie über den Schriftsteller Otto Rombach.

Palitzsch hat Theaterstücke sowie zahlreiche Shortstories veröffentlicht und schreibt im „Unruhestand“ als Autor und freier Journalist über Kunst, Kultur, Musik, Comics, Filme und Schach. Außerdem berichtet er über Lokal- und Kreispolitik.

2022 erschien sein Buch „64 Felder erobern die Welt“ im Joachim Beyer Verlag, 2024 sein 300-seitiges Buch über „60 Jahre Musikgeschichte der Stadt Bietigheim-Bissingen“. 1986 zählte Palitzsch zu den Gründungsmitgliedern des Ingersheimer Schachclubs. 2021 wurde er mit dem Journalistenpreis des Schachverbandes Württemberg ausgezeichnet.

